

Hohe Gäste aus Belgien

Heute, am Tag des feierlichen Einzugs des belgischen Königspaars in Arlon, gedenken sicher unzählige Luxemburger der Begeisterung, mit der König Albert und Königin Elisabeth im April 1914 hier empfangen wurden.

Die Neugier reizte mich dieser Tage, nachzulesen, was ich damals zum Empfang der belgischen Majestäten hier geschrieben hatte.

Hier ist es mit allem, was davon heute vielleicht schief und verschoben aussehen mag. Es stand in der Zeitung vom Sonntag, 26. April 1914.

"Diesmal können wir unbedenklich in Empfangsjubel schwelgen. Wir dürfen alles farbige Linnen heraushängen, das wir aufbringen, alle Lämpchen und Flämmchen anstecken, wir dürfen nach Herzenslust rufen: Vive le Roi! Vive la Reine! Und wir dürfen sagen, dass unsere Gäste die schönsten und besten und leutseligsten sind, die unsere Mauern je beherbergt haben.

Denn es geht diesmal nicht um den Preuß und den Franzos. Wir brauchen nicht zu besorgen, dass ein Berichtstatter des ‚Pirmasenser Beobachters‘ seinem Blatte schreibt, unser Staatsminister hätte mit Frankreich eine skandalöse Extratour getanzt, oder dass das ‚Echo de Lander-

neau‘ das Département Finistère und die umliegenden Weltteile mit der Meldung in Aufregung versetzt, das Luxemburger Loch, das noch immer wehrlos gähnd nach Osten offen stehe, fülle sich mit Ulanen in Zivil, die hier Schmieröl verkaufen.

Wir stehen zu Belgien im richtigen Bruderverhältnis, während wir unsern beiden andern Nachbarn gegenüber etwa dasselbe Gefühl haben, wie die Kinder einer geschiedenen Ehe ihren Eltern gegenüber.

Der Vater hat sich mit der Mutter gezankt, und wenn die Kinder mit dem Vater liebäugeln, nimmt es die Mutter krumm; tun sie schön mit der Mutter, so brummt der Papa.

Aber unter sich brauchen die Kinder ihrer Liebe und Vorliebe keinen Zwang anzutun. Also heraus mit dem dreierlei Fahnentuch und den Lampions und den Talgnäpfchen! Vive le Roi! Vive la Reine!

Ich weiß nicht, ob meine Landsleute in dieser Hinsicht meine Gefühle teilen, aber mir will den Belgiern gegenüber das alte Verwandtschaftsbewusstsein nicht aus dem Blut. Höchstens mit den Lothringern können wir noch so aus angestammtem Brudersinn heraus fraternisieren. Wenn wir bei Frisingen über die Grenze gehen, weht uns noch immer ein wenig Heimatluft entgegen.

Aber sie ist schon stark mit Ostwind durchwittert. Aber nach Arlon zu ist das anders. Man merkt wohl die Grenze, man merkt den künstlichen Graben, den die zünftigen Landvermesser der Vaterländer damals gezogen haben, aber an den geheimnisvollen Retorten, wo die Rassenüancen gemischt werden, gelten für uns noch immer dieselben Rezepte, wie für unsere früheren Landsleute hinter Bettingen und Ulflingen. Mit den Belgiern und Schweizern können wir uns den Völkern zuzählen, die an der Peripherie einheitlicher Rassenkulturen ihre Lebensfähigkeit erweisen und stark genug sein müssen, aus alter Mischung eine achtenswerte Eigenart wachsen zu lassen.

Vielleicht liegt es an dieser Notwendigkeit für jedes Besondere, sich gegen das andere Besondere im Staat durchzusetzen, dass bei unsern belgischen Nachbarn gerade wie bei uns die Betonung der Individualität nach ihren mehr- und minderwertigen Seiten dem Volkscharakter seine eigene Färbung gibt. In Belgien und bei uns hat z.B. der Liberalismus, der auf dem Prinzip von der Wertung und Wahrung der Persönlichkeit beruht, sich in so unverfälschter Reinkultur entwickelt, wie in keinem andern der uns umgebenden Länder.

Wir haben mit Belgien (außer unserer Vorliebe für alten Burgunder) auch das gemein, dass sich hier wie dort der Einfluss von Frankreich und Deutschland in annähernd gleichem Maß äußert. Französische Kultur und deutsches Wirtschaftsleben greifen nach Belgien über in derselben qualitativen, wenn auch nicht quantitativen Mischung, wie nach Luxemburg. Und trotz der Zollgrenze gravitieren wir wirtschaftlich immer noch stark nach Belgien. Brüssel ist, wie mir soeben noch ein kundiger Freund bestätigte, unsere Börse und Antwerpen unser Hafen, belgisches Kapital ist dasjenige, das uns in unserer Industrie immer am willkommensten ist, weil es uns nicht der Gefahr politischer Häkeleien aussetzt.

Belgien ist für uns der größere Bruder, dem wir gerne nachmachen, was ihm gelingt, und an dessen Missgeschicken wir lernen, wie wir es nicht machen sollen.

Und wenn die Landkarte Europas, was das Schicksal verhüten möge, wieder einmal ein anderes Gesicht bekommen sollte, so würden wir, glaube ich, statt des ‚Feierwon‘ immer noch am liebsten die ‚Brabançonne‘ mitsingen."

Belgischer Staatsbesuch, April 1914



Batty Weber

(„Abreißkalender“ vom 18. Dezember 1918)